

Andrea-Eva Ewels & Damaris Nübling (Hg.). *Geschlechterbewusste Sprache – Argumente, Positionen, Perspektiven*. Baden-Baden: Olms, 2024. 353 Seiten. 49,00 €.

Der vorliegende Sammelband *Geschlechterbewusste Sprache – Argumente, Positionen, Perspektiven*, herausgegeben von Andrea-Eva Ewels und Damaris Nübling, ist als Band 15 der von der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) herausgegebenen Reihe *Thema Deutsch* erschienen. Der Band ist in Broschur gebunden und auf dem Umschlag mit einem modernen, schlichten Design in dunklem Petrolblau versehen. Über das Cover verteilt sind verschiedene Geschlechtersymbole zu sehen, die sinnbildlich für Geschlechtervielfalt stehen. Die redaktionelle Qualität des Bandes ist hoch. Der Text ist sorgfältig lektoriert, es sind keine offensichtlichen Tippfehler erkennbar. Auch sprachlich ist der Band klar und gut strukturiert. Das Papier der 353 Druckseiten hätte für den Preis von 49 Euro allerdings von etwas besserer Qualität sein können.

Neben dem Vorwort der Herausgeberinnen besteht der Band aus 14 durchweg deutschsprachigen Beiträgen, die auf drei thematische Sektionen aufgeteilt sind, und einem abschließenden fünfseitigen Verzeichnis der verwendeten Siglen (Zeitschriften, Zeitungen, Websites und andere Quellen) als Anhang.

Im Vorwort konstatieren die Herausgeberinnen zunächst ganz zu Recht die Verengung und Verbitterung des Diskurses über geschlechterbewusste (hier nicht: ‚geschlechtergerechte‘, weil es diese „im strengen Sinn gar nicht geben kann“, S. 5) Sprache sowie die Tatsache, dass derzeit „konservative Kräfte [versuchen], Verbote von sog. Gendersprache durchzusetzen“, obwohl „alle Deutschsprechenden Souverän ihrer Sprache sind“ (S. 7). Der vorliegende Sammelband soll deshalb dafür werben und dabei helfen, „einen eigenen wissenschaftlich fundierten Standpunkt zu entwickeln“ (S. 7). Fachwissenschaftliche Terminologie soll dabei entweder vermieden oder umschrieben bzw. allgemeinverständlich erklärt werden (ebd.). Der Band wendet sich also – ganz im Sinne der GfdS-Reihe *Thema Deutsch* insgesamt – vor allem an ein breites, nicht unbedingt sprachwissenschaftlich vorgebildetes Publikum.

Im ersten Beitrag der thematischen Sektion I „Geschlechterbewusste Sprache: Grammatik, Theorie, Empirie“ (der mit acht Aufsätzen bei weitem umfangreichsten Sektion des Bandes) gibt Hanna-Charlotte Bröder einen umfassenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand zum sogenannten generischen Maskulinum. Sie stellt zentrale empirische Studien der letzten 15 Jahre vor, die sich mit der Frage beschäftigen, ob maskuline Personenbezeichnungen tatsächlich geschlechtsübergreifend verstanden werden. Der Fokus liegt auf verschiedenen ex-

perimentellen Zugängen wie Benennungsaufgaben, Schätzungen und Lückentexten sowie deren methodischen Besonderheiten. Bröder zeigt, dass insbesondere bei Berufsbezeichnungen ein *male bias* auftritt und dass grammatische sowie semantische Faktoren (z. B. Numerus, Stereotype) die Wirkung verstärken oder abschwächen können. Der Beitrag betont zudem, dass alternative Formen wie *Studierende* oder Beidnennungen keine nennenswerten Nachteile für die Lesbarkeit oder Textästhetik mit sich bringen.

Im zweiten Beitrag beleuchten Lisa Zacharski und Evelyn Ferstl die Wirkung des sog. generischen Maskulinums aus kognitionspsychologische Perspektive. Anhand der Ergebnisse psycholinguistischer Experimente wie Reaktionszeitmessungen und Satzergänzungsaufgaben zeigen sie, dass das generische Maskulinum kognitiv nicht neutral verarbeitet wird, sondern überwiegend männliche mentale Bilder hervorruft. Dieser *male bias* lässt sich deutlich reduzieren, wenn gendersensible Sprachformen wie Beidnennungen oder neutrale Begriffe verwendet werden. Der Beitrag belegt, dass Sprache nicht nur kommuniziert, sondern unsere Wahrnehmung sozialer Gruppen mitprägt. Besonderes Augenmerk liegt auf der Leistungsfähigkeit experimenteller Methoden zur Analyse mentaler Sprachverarbeitung. Zacharski und Ferstl liefern damit einen empirisch fundierten Beitrag zur Frage, wie Sprache Denken beeinflusst und warum gendersensible Sprache weit mehr als nur symbolische Wirkung hat.

Im dritten Beitrag untersucht Christian Zimmer substantivierte Partizipien wie *Studierende*, *Teilnehmende*, *Mitarbeitende* oder *Forschende*, die oft als geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen genutzt werden. Kritiker bemängeln, dass solche Formen eine aktive Handlung implizieren, also z.B. nur auf Personen zutreffen, die gerade studieren. Zimmer zeigt jedoch anhand von Korpusanalysen und einer Online-Befragung, dass diese Lesart nicht zwingend ist. In der Praxis werden Partizipien wie *Studierende* auch in Kontexten verwendet, in denen keine aktive Handlung vorliegt (z. B. „Studierende im Urlaub“). Zimmers empirische Befragung bestätigt, dass die meisten Teilnehmenden solche Sätze als sinnvoll empfanden. Damit gilt: Die Partizipien haben sich im Sprachgebrauch weitgehend von ihrer ursprünglichen Verlaufsbedeutung gelöst und fungieren als geschlechtsneutrale Personenbezeichnungen. Die Debatte offenbart ein Spannungsfeld zwischen normativer Sprachkritik und empirisch feststellbarem Sprachwandel.

Im vierten Beitrag untersucht Lena Späth, ob das grammatische Geschlecht (Genus) von Tierbezeichnungen tatsächlich unabhängig vom biologischen Geschlecht (Sexus) ist. Späth zeigt anhand einer Korpusstudie, dass in Kontexten weiblicher Fortpflanzung (z. B. „trächtig“, „säugend“) häufig eine Anpassung des Genus an den Sexus erfolgt – etwa, wenn statt vom *Hund* oder vom *Elefanten*

plötzlich von der *Hündin* oder von der *Elefantenkuh* gesprochen wird. Besonders bei menschenähnlich konzeptualisierten Tieren wie Hunden oder auch Löwen werden Genus-Sexus-Inkongruenzen gern aufgelöst, um eine Passung zwischen grammatischem und natürlichem Geschlecht herzustellen. Dagegen bleibt z.B. der Kakadu maskulin, selbst wenn das Tier Eier legt oder brütet. Die Studie widerlegt damit die verbreitete Annahme, Tierbezeichnungen seien sexusneutral. Je menschenähnlicher Tiere wahrgenommen werden, desto eher richtet sich das Genus ihrer Bezeichnung nach ihrem biologischen Geschlecht.

Im fünften Beitrag analysiert Sina Lautenschläger die Verwendung des Begriffs *Quotenfrau* in medialen Diskursen der Jahre 2009/10 und 2019/20. Lautenschläger zeigt, dass der Begriff meist negativ konnotiert ist und stigmatisierend wirkt. Frauen, die als *Quotenfrau* bezeichnet werden, sehen sich oft dem Vorwurf ausgesetzt, nicht aufgrund von Leistung, sondern nur wegen ihres Geschlechts in Führungspositionen gelangt zu sein. Gleichzeitig wird deutlich, dass viele erfolgreiche Frauen den Begriff gezielt positiv umdeuten, um das Stigma zu brechen – ein Prozess, den die Autorin als *Reclamation* beschreibt. Mithilfe korpuslinguistischer und textsemantischer Analysen macht Lautenschläger sichtbar, wie stark Sprache gesellschaftliche Machtverhältnisse widerspiegelt und mitprägt. Der Begriff *Quotenfrau* wird so zum Brennpunkt von Geschlechterpolitik und öffentlicher Deutungshoheit.

In Beitrag 6 untersucht Damaris Nübling, wie sich historische Geschlechterordnungen in grammatische Strukturen eingeschrieben haben, etwa in der Phonetik von Vornamen oder bei der Genusvergabe. Nübling zeigt, dass wir selbst unbekannten Namen allein anhand von Klangmustern meist ein Geschlecht zuordnen. Heute weit verbreitete Vornamen wie *Noah* oder *Luca* stehen für eine Angleichung der Klangmuster zwischen männlich und weiblich. Zudem verdeutlicht sie, dass das grammatische Neutrum (z. B. *das Mädchen*, *das Merkel*) häufig abwertend auf Frauen bezogen wird, während das Femininum bei Männern Homosexualität oder mangelnde Männlichkeit markiert (*die Memme*). Dialektale Formen wie *et Tanja* hingegen drücken Nähe und Zugehörigkeit aus. Der Beitrag plädiert dafür, grammatische Kategorien wie Genus auch als Träger sozialer Bedeutungen zu betrachten.

In Beitrag 7 beleuchtet Kristin Kopf die Geschichte und Entwicklung der Endung *-in* zur Kennzeichnung weiblicher Personenbezeichnungen. Kopf zeigt, dass diese sogenannte „*in*-Movierung“ historisch sowohl relationale (z. B. Ehefrauenbezeichnungen) als auch funktionale Bedeutungen hatte. Heute ist fast ausschließlich die funktionale Movierung produktiv wie etwa bei Berufs- und Tätigkeitsbezeichnungen (*Lehrerin*, *Coachin*). Die Studie zeigt, dass Movierungen zu-

nehmen, auch bei bisher selten movierten Wörtern wie *Gästin* oder *Typin*, und dass sich der Wandel nicht zwangsläufig aus der gesellschaftlichen Gleichstellung ergibt, sondern auch von sprachstrukturellen Faktoren beeinflusst wird. Die Movierung ist inzwischen so etabliert, dass sie auch auf neue oder zuvor ausgeschlossene Wortformen ausgeweitet wird.

In Kapitel 8 behandelt Miriam Lind sprachliche Herausforderungen im Umgang mit nichtbinären Geschlechtern. Lind analysiert, wie Personen jenseits der binären Kategorien sprachlich sichtbar gemacht werden können, etwa durch Neopronomen (*xier*, *sier*, *dey*) und geschlechtsneutrale Anreden. Die Autorin kritisiert, dass sich die Debatte bislang stark auf Formen wie *Lehrer\*in* konzentriert und andere Bereiche, z. B. Pronomen oder Anredenomen, vernachlässigt werden. Neopronomen stoßen auf praktische und ästhetische Widerstände, werden aber innerhalb queerer Communities aktiv genutzt und weiterentwickelt. Lind plädiert für ein allgemein anerkanntes, phonologisch passendes drittes Pronomen, vergleichbar mit dem schwedischen *hen*. Sie zeigt außerdem, dass das grammatische Neutrum im Deutschen oft als entmenslichend wahrgenommen wird und somit keine adäquate Lösung darstellt.

Die vier Aufsätze umfassende Sektion II „Geschlechterbewusste Sprache: Öffentlicher Diskurs“ beginnt mit Beitrag 9, in dem Gabriele Diwald die öffentliche Debatte über geschlechtergerechte Sprache anhand vier zentraler Streitpunkte analysiert: Sprachwandel, das generische Maskulinum, Unterschiede zwischen Deutsch und Englisch sowie die Verwendung von Partizipien als neutrale Personenbezeichnungen. Sie kritisiert, dass viele Einwände auf längst widerlegten Argumenten beruhen, die oft verzerrend oder verfälschend wiederholt werden, und plädiert für eine sachliche Diskussion, die verschiedene sprachliche Bedürfnisse nicht als Problem, sondern als Ressource begreift. Die Autorin stellt heraus, dass Sprachwandel bereits im Gange ist und gesellschaftliche Veränderungen widerspiegelt. Die Linguistik hat dazu belastbare Daten geliefert, die in der öffentlichen Debatte jedoch oft ignoriert werden.

Beitrag 10 von Laura Neuhaus und Kathrin Kunkel-Razum reagiert auf mediale Kritik am Umgang der Dudenredaktion mit geschlechtergerechter Sprache, insbesondere hinsichtlich des Gendersterns, der Darstellung femininer/genderneutraler Personenbezeichnungen und des sogenannten generischen Maskulinums. Die Autorinnen betonen, dass der *Duden* deskriptiv arbeitet: Er setzt keine Normen, sondern dokumentiert aktuellen Sprachgebrauch. Neue Einträge wie *Gästin* oder *Vorständin* werden aufgenommen, wenn sie im Sprachalltag etabliert sind. Auch das generische Maskulinum wurde nicht abgeschafft – vielmehr werden maskuline und feminine Formen nun systematischer unterschieden, um Be-

deutungsunterschiede klarer darzustellen. Ziel des *Duden* ist es, sprachliche Entwicklungen transparent und verständlich abzubilden.

Beitrag 11 von Paul W. Meuleneers analysiert metaphorische Argumentationsmuster in der Debatte um genderbewussten Sprachgebrauch. Meuleneers zeigt, dass Sprache oft als *Organismus* oder *Körper* dargestellt wird, besonders von Personen mit negativen Auffassungen zum sog. ‚Gendern‘, die etwa von einer „Vergewaltigung der Sprache“ sprechen. Diese drastische Metaphorik emotionalisiert die Diskussion und suggeriert, Sprache sei ein schützenswertes, passives Wesen. Demgegenüber verwenden Personen mit pro-Gender-Einstellung Metaphern wie *Sprache ist Raum* oder *Instrument*, um Sprache als wandel- und gestaltbar darzustellen. Auf Basis der konzeptuellen Metapherntheorie argumentiert Meuleneers, dass solche Bilder das Denken und Werten tief beeinflussen und damit aktiv gesellschaftliche Haltungen formen.

Beitrag 12 von Carolin Müller-Spitzer untersucht, wie stereotype Geschlechterbilder in Presstexten die Darstellung von *Mann* und *Frau* in korpusbasierten Wörterbüchern beeinflussen. Männer werden dort häufig mit Macht, Reichtum oder Gewalt assoziiert (*benaffnet*, *dominierend*), Frauen dagegen mit Aussehen, Beziehungen oder sozialem Status (*schön*, *alleinerziehend*, *schwanger*). Müller-Spitzer zeigt, dass sich diese Zuschreibungen je nach dem zugrunde liegenden Korpus (z. B. Zeitungen vs. Zeitschriften) stark unterscheiden, und kritisiert, dass solche Darstellungen durch automatische Kookkurrenzanalysen ins Wörterbuch gelangten und so stereotype Vorstellungen reproduzierten. Sie plädiert für eine reflektierte Lexikografie, die sich nicht unkritisch an bestehende Korpora hält, sondern gesellschaftliche Vielfalt und sprachliche Neutralität stärker berücksichtigt.

Den Abschluss des Bandes bildet Sektion „III Geschlechterbewusste Sprache: Pro und Kontra“ mit zwei Aufsätzen. Beitrag 13 ist ein sprachwissenschaftliches Plädoyer von Anatol Stefanowitsch für das Gendern. Er argumentiert, dass sich gendergerechte Sprache gegen ein reales Problem richtet: die männlich dominierte Ausdrucksweise im Deutschen. Studien zeigen, dass das generische Maskulinum nicht geschlechtsneutral wirkt, sondern Frauen und nichtbinäre Personen unsichtbar macht. Genderformen wie das Sternchen oder das Binnen-I machen hingegen inklusivere Ansprachen möglich – sowohl sprachlich als auch sozial. Stefanowitsch betont, dass das Gendern keine sprachsystemischen Regeln verletzt und dass aus linguistischer Sicht keine Argumente dagegensprechen. Ob man gendert, sei letztlich eine gesellschaftlich-moralische Entscheidung, nicht eine sprachliche.

Beitrag 14 von Rüdiger Harnisch bietet eine kritische Analyse des Gendersterns als Symbol einer ideologisch aufgeladenen Sprachpraxis. Harnisch sieht

darin eine „symbolische Verdichtung“ des Konflikts zwischen dem Anspruch auf Gendergerechtigkeit in der Gesellschaft und dem Bedürfnis nach Systemgerechtigkeit in der Sprache. Der Genderstern verletze grammatische und syntaktische Regeln, irritiere den Sprachfluss und diene eher als politisches Signal denn als linguistisch tragfähige Lösung. Harnisch warnt vor einem normativen Druck und spricht vom Genderstern als „sprachlichem Gesslerhut“, der zur Unterwerfung auffordere. Er bezweifelt zudem, dass bewusste Störung – etwa durch den Glottisschlag – zu nachhaltigem Sprachwandel führe, da Wandel üblicherweise auf konventionellem Sprachgebrauch basiere.

Die Übersicht über die Beiträge macht bereits eine große Stärke des vorliegenden Bandes deutlich: Er bietet einen gründlichen Überblick über zahlreiche Phänomene im Bereich genderbewussten Sprachgebrauchs des Deutschen, die bereits gut dokumentiert sind. Komplementär dazu werden aber auch Forschungslücken deutlich, insbesondere in Bezug auf Rezeption, Langzeitwirkungen und gesellschaftliche Diversität in der Sprachverwendung: So weist Hannah-Charlotte Bröder in Beitrag 1 auf die geringe Diversität der Versuchspersonen bei Untersuchungen zum generischen Maskulinum hin (häufig handelt es sich um Studierende) und kritisiert, dass viele Studien keine rein generischen Kontexte untersuchen. Auch die historische Verwendung des generischen Maskulinums ist bislang nur vereinzelt erforscht worden. Lisa Zacharski und Evelyn Ferstl betonen in Beitrag 2 die Bedeutung empirischer Forschung in einer oft emotional geführten Debatte und plädieren für differenzierte Experimente mit vielfältigen Stichproben. Christian Zimmer hebt in Beitrag 3 hervor, dass es kaum experimentelle Studien zur tatsächlichen Interpretation von Partizipien wie *Studierende* gibt. Zudem mangelt es an Erkenntnissen zur Rezeption außerhalb akademischer Kontexte. In Beitrag 4 zeigt Lena Späth, dass das Zusammenspiel von grammatischem Genus und biologischem Geschlecht bei Tieren – insbesondere in Hinblick auf deren Nähe zum Menschen – bislang kaum Beachtung gefunden hat. Sina Lautenschläger macht in Beitrag 5 auf das Fehlen von Langzeitstudien zur Begriffsgeschichte von *Quotenfrau* sowie zur diachronen Korpusentwicklung aufmerksam. In Beitrag 6 betont Damaris Nübling, dass sowohl das Neutrum bei Personenbezeichnungen als auch die lautliche Struktur von Vornamen im Zusammenhang mit Gender bislang unzureichend erforscht worden sind. Kristin Kopf sieht in Beitrag 7 Forschungsbedarf hinsichtlich der Produktivität der Movierung bei verschiedenen Wortarten sowie bei der Übertragbarkeit entsprechender Prozesse auf Anglizismen. Miriam Lind verweist in Beitrag 8 auf die bislang kaum untersuchte Verwendung und Rezeption von Neopronomen sowie auf das Fehlen praxistauglicher geschlechtsneutraler Pronomina im Deutschen. Gabriele Diewald kritisiert

in Kapitel 9, dass bislang wenig erforscht ist, warum bestimmte Einwände gegen gendergerechte Sprache immer wiederkehren und welche sprachpsychologischen Wirkungen sie entfalten. In Beitrag 10 weisen Laura Neuhaus und Kathrin Kunkel-Razum darauf hin, dass der tatsächliche Einfluss von Wörterbuchentscheidungen auf den Sprachgebrauch noch weitgehend unklar ist. Paul Meuleneers (Beitrag 11) sieht Forschungsbedarf hinsichtlich der Wirkung von Sprachmetaphern auf gesellschaftliche Einstellungen. Carolin Müller-Spitzer bemängelt in Beitrag 12 das Fehlen methodischer Standards im Umgang mit stereotypbelasteten Korpora und fordert stärker diversifizierte Sprachdaten. Anatol Stefanowitsch (Beitrag 13) unterstreicht den Mangel an Forschung zur Verhaltensrelevanz und gesellschaftlichen Wirkung gendergerechter Sprache. Rüdiger Harnisch schließlich thematisiert im abschließenden 14. Beitrag offene Fragen zur langfristigen Etablierung des Gendersterns sowie zur Verständlichkeit und Akzeptanz des Glottisschlags.

Was im vorliegenden Sammelband leider fehlt, ist eine Übersicht über die Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge. Gerade bei einem wissenschaftlichen Sammelband, der so viele (teils auch unterschiedliche) Perspektiven vereint, ist das bedauerlich. Nähere Angaben zu den Beitragenden hätten nicht nur zu einer besseren Einordnung der Texte beigetragen, sondern es auch ermöglicht, fachliche Hintergründe und mögliche Forschungsschwerpunkte der jeweiligen Personen gezielter nachzuvollziehen.

Abschließend kann konstatiert werden, dass der Band *Geschlechterbewusste Sprache* eine fundierte, vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld zwischen Sprache und Geschlecht bietet. Er vereint empirische Forschung, sprachwissenschaftliche Analyse und gesellschaftspolitische Reflexion – stets mit dem Ziel, Debatten zu versachlichen und zu differenzieren. Besonders hervorzuheben ist die Bandbreite der Themen, die von der Grammatik bis zum öffentlichen Diskurs reicht. Es handelt sich um ein wissenschaftlich fundiertes, zugängliches Werk, das ideal ist für alle, die besser verstehen wollen, worüber beim „Gendern“ wirklich gestritten wird.

Falco Pfalzgraf

Beßlich, Barbara: *Das Junge Wien im Alter. Spätwerke (neben) der Moderne (1905-1938)*. Wien: Böhlau, 2021. 408 S. 59,00 €.

Die literarische Gruppierung Jung-Wien gehört zu den bekanntesten und am besten erforschten Kapiteln der modernen österreichischen Literatur. Die literatur-

geschichtliche Forschung hat den Aufstieg und die Entwicklung Jung-Wiener Literatur zwischen 1890 und 1910 in zahlreichen Publikationen und Standardwerken ausführlich dokumentiert und rekonstruiert. Barbara Beßlich's umfangreiche Studie zum *Jungen Wien im Alter* fokussiert dagegen nicht die Geburtsstunde, sondern das Nachleben von Jung-Wien: Im Mittelpunkt ihrer 2021 erschienenen materialreichen Publikation steht das „Weiter Schreiben“ (S. 10) einer ehemaligen Jugendbewegung. Dieses „Weiter Schreiben“ von Autoren nach 1910, so Beßlich, nimmt sowohl innovative Elemente der früheren 1890er Ästhetik und Poetologie auf, entfaltet sich aber zugleich auch in Konkurrenz mit (damals) neueren Paradigmen und Strömungen wie Expressionismus und Neuer Sachlichkeit. Mit der systematischen Frage nach der Persistenz, Transformation und Re-Inszenierung früherer poetologischer Positionen in den Spätwerken dieser sehr heterogenen Autorengruppe geht Beßlich's Studie sowohl über monografische Autorenphilologien zu den Kernfiguren der Gruppe als auch über den einzigen bis jetzt erschienenen (französischsprachigen) Sammelband zum Thema<sup>1</sup> hinaus. Beßlich's Studie liefert somit einen wichtigen und detailreichen Beitrag zur Analyse der Ästhetik und Positionierung Jung-Wiens nach der historischen Hochkonjunktur der Gruppe.

Methodisch verdichtet die Vorstellung des Alterungsprozesses der Jung-Wiener mehrere literaturhistorische Zugänge zum Thema. Der Autorin geht es dabei nicht primär um einen sich im Einzelwerk stilistisch oder konzeptuell herauskristallisierenden „*late style*“<sup>2</sup> oder – pace Adorno – um einen „Avantgardismus der Greise“<sup>3</sup>. In neun Kapiteln untersucht Beßlich vielmehr das individuelle Altern der jeweiligen Autoren, deren Alterskunst und Spätwerke, die Selbsthistorisierung der Autoren und das Nachleben einer „generationell locker verbundenen Gruppe“ (S. 29) bzw. das „Auslaufen“ (S. 28) einer ästhetischen Strömung, die nach 1905 zunehmend an Aufmerksamkeit verlor. Wie Autoren „in Zeiten der Wirren, nachdem man Ihnen die Modernität abgesprochen hat“ (S. 10), schreiben, fungiert als literaturhistorische Leitfrage der Studie. Die ausführliche Einleitung (S. 9–44) situiert das Thema überzeugend im historischen Spannungsfeld von Kontinuität und Transformation zur Zeit der literarischen Moderne sowie auch vor

- 1 Wintermeyer, Rolf/Zieger, Karl (Eds.): *Les 'jeunes viennois' ont pris de l'âge. Les œuvres tardives des auteurs du groupe 'Jung Wien' et leurs contemporains autrichiens*. Valenciennes: Presses Universitaires Valenciennes 2004.
- 2 McMullan, Gordon/Smiles (Hg.): *Late Style and its Discontents. Essays in Art, Literature and Music*. Oxford: Oxford University Press 2016.
- 3 Zanetti, Sandro: *Avantgardismus der Greise? Spätwerke und ihre Poetik*. München: Wilhelm Fink 2012.

dem Hintergrund politisierter Literatur in der Zwischenkriegszeit, der Rückkehr religiöser Thematik und der nach der Jahrhundertwende weitverbreiteten und nach Beßlich in der Forschung unterbelichteten „Weltanschauungsliteratur“ (S. 16). Durch den letztgenannten Aspekt verbindet die Autorin die Studie mit früheren eigenen Forschungen/Arbeiten zur (essayistischen) ‚Kulturkritik‘ der Wiener Moderne.<sup>4</sup>

Zum (allerdings rein männlichen) Korpus der Studie gehören Werke von Hermann Bahr, Richard Beer-Hofmann, Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Felix Salten, Peter Altenberg, Felix Dörmann, Leopold von Andrian, Richard Schaukal, Paul Wertheimer und Raoul Auernheimer, mit Nebenverweisen auf Richard Batka und Leo Perutz. Mit dieser Auswahl wird der Leserschaft ein breites und soziologisch heterogenes Panorama von Schriftstellern präsentiert, das sowohl Berufsschriftsteller, Journalisten, Feuilletonisten, Regisseure, und Gelegenheitskritiker umfasst als auch Autoren, die (wie etwa Andrian) nach der Jahrhundertwende ihre Literatur nur noch als Nebenaktivität auffassen. Es gehört zu den Stärken der Studie, dass die Autorin nicht nur kanonisierte Autoren, sondern auch weniger bekannte Schriftsteller aus dem Umfeld der Gruppe und weniger erforschte Texte und Gattungen in den Mittelpunkt der Analyse stellt.

Mehrere Kapitel der Studie widmen sich einzelnen Autoren und Werkkomplexen wie Schnitzlers *Therese*-Roman (S. 253-289), Hofmannsthals langjähriger Arbeit am Dramenfragment *Timon der Redner* (S. 252-252), Leopold von Andrians legitimistischer Essayistik (S. 290-306) und Peter Altenbergs komplexer Positionierung gegenüber dem Expressionismus jenseits der *décadence* (S. 45-66). Die Analyse von Schnitzlers 1928 erschienenem Roman *Therese* zeigt dabei klar, dass dieses Spätwerk durch „intratextuelle Wiederaufnahme[n]“ (S. 30) früherer Texte des Autors gekennzeichnet ist. Daneben werden in thematisch organisierten Kapiteln Konstellationen zwischen mehreren Autoren und Werken aufgezeigt. So stellt etwa das umfangreiche Kapitel zu „Kriegsbeginn und Habsburgs Ende“ (S. 109-166) die Kriegspublizistik Saltens, die Lyrik Schaukals und nostalgisch-politisierte Vorstellungen von Europa in Texten von Bahr und Hofmannsthal in ihren gemeinsamen Kontext. Und auch die „Wiederkehr der alten Götter“ (S. 167-217) im religiös-säkularisierten Suchen Hermann Bahrs und in Richard Beer-Hofmanns Bibeldrama *Jaakobs Traum* (1918) lässt nach Beßlich Spuren des ästhetischen Frühwerks der jeweiligen Autoren erkennen. Mehrere Analysen wiesen komplexe auktoriale *postures* der Jung-Wiener gegenüber neuen Strömungen

4 Beßlich, Barbara/Fossaluzza, Cristina (Ed.): *Kulturkritik der Wiener Moderne* (1890-1938). Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2019.

und Kernfiguren der Gruppe auf. Diese Positionierungen und Dispositionen – hier wäre methodisch auch an die Forschung etwa von Jerome Meizoz zur Autorschaft zu denken – oszillieren zwischen Distanzierung und Lob, zwischen Einfluss-Angst und Einfluss-Lust, was beispielsweise im abschließenden Kapitel zum Verhältnis Raoul Auernheimers zu Arthur Schnitzler deutlich wird, das nach der Autorin zwischen „Huldigung und Travestie“ (S. 308) schwankt.

Von besonderer Relevanz sind die Kapitel, die nicht-kanonisierte Gattungen, Textsorten und intermediale Konstellationen beleuchten. Das Kapitel zur Lessing-Rezeption bzw. zu Lessing-Bildern im Wien des frühen 20. Jahrhunderts (S. 218-236) nimmt beispielsweise vorher kaum untersuchte Ballkalender und Almanache in den Blick, welche anhand von Texten, Skizzen, Miniaturdialogen und Essays das Verhältnis der Jung-Wiener zum (kanonisierten) norddeutschen Aufklärer konturieren. Sehr informativ und materialreich ist auch das Kapitel zu den „Operetten-Librettisten“ (S. 67-108), in dem nicht nur Tanzoperetten, Burlesken, Libretti und Singspiele von Felix Salten, Arthur Schnitzler und Paul Wertheimer analysiert werden, sondern auch die produktive Zusammenarbeit mit dem Wiener Komponisten Oscar Straus (1870-1954) kontextualisiert wird. Mit der diesem Kapitel zu Grunde liegenden These, Jung-Wiener Autoren seien auch als „Zuarbeiter der leichten Muse“ (S. 68) aufzufassen, wird gerade das Spannungsfeld zwischen Medien, Netzwerken und Institutionen bzw. zwischen populärer und elitär-esoterischer Kunst im Nachleben Jung-Wiens zur Sprache gebracht.

Die Studie enthält ein umfangreiches Literaturverzeichnis und ein praktisches Personenregister; ein abschließendes Fazit, das die zentralen Argumente in Bezug auf Zeitlichkeit und das Altern im Werk der Jung-Wiener Autoren bzw. die Gruppenlogik nochmals auf den Punkt bringen könnte, ist leider nicht vorhanden, hätte jedoch zweifelsohne die Verdienste des Bandes noch deutlicher hervortreten lassen. Mit ihren zahlreichen Einzelstudien und neuen Lektüren zu kanonisierten und nicht-kanonisierten Texten bzw. Autoren stellt Beßlichs Studie dennoch ein sehr wichtiges Werk für ForscherInnen dar, die sich in Zukunft mit den Alterserscheinungen und dem Nachleben Jung-Wiens auseinandersetzen möchten. Dabei wird nicht die literaturhistorisch etablierte Vorstellung eines Aufbruchs Jung-Wiens in die Moderne in Frage gestellt. Vielmehr wird die Rolle von Frühwerken für das spätere Werk im Rahmen einer sich selbst ständig beobachtenden Moderne herausgearbeitet bzw. anhand dieser Spätwerke das chronologische Nacheinander von literarischen Strömungen zu einem Neben- und Miteinander von Stilen und Ästhetiken umformuliert.

*Mathias Meert*

Mitterbauer, Helga (Hg.): *Franz Blei: Ideen – Werk – Netzwerk*, Berlin, Frank & Timme, 2024. 424 S. 59,80 €.

Der österreichische Essayist, Lyriker, Romancier, Dramatiker und Übersetzer Franz Blei (1871-1942) ist dem Publikum in erster Linie für seine Leistung als geistreicher Zeitzeuge und Kulturvermittler bekannt. Seine Schicksalswege führten von Wien nach München und Mallorca und schließlich nach New York. Seine Biografie wurde von den ästhetischen Dynamiken der Moderne ebenso wie von den gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen im Zuge des Ersten Weltkrieges und dem Aufstieg des Nationalsozialismus geprägt. Von der Forschung wird Blei inzwischen als Autor innovativer theoretischer oder literarischer Schriften anerkannt: Seine Tätigkeit im deutschsprachigen Kulturraum bis zum Exil kurz vor der Machtergreifung Hitlers zeichnet sich durch eine sich stetig vertiefende Erkenntnis, durch satirischen Scharfsinn und poetische Erneuerungen aus. Der vorliegende Band geht sowohl auf Bleis Auseinandersetzung mit Werken und Autor\_innen der Weltliteratur ein, die sich in eigener Textproduktion und in Übersetzertätigkeit niederschlägt, als auch auf seine in der Tradition der Avantgarde stehende Pionierarbeit.

Zu Recht bemerkt die Herausgeberin Helga Mitterbauer, die ihrerseits mit einer eingehenden, 2003 veröffentlichten Monografie<sup>1</sup> maßgeblich zur Wiederentdeckung Bleis beigetragen hat, dass die 19 Studien thematisch ebenso vielfältig sind wie das Werk des Autors selbst. Diese Vielfalt kommt der wissenschaftlichen Qualität zugute, denn die Beiträge leuchten in der Tat gleichermaßen die zahlreichen Facetten des komplexen Werkes und die vielschichtige Autorenpersönlichkeit aus. Der Band ist in drei Themenblöcke – Ideen, Werk und Netzwerk – eingeteilt, wobei sie den Autor als Theoretiker, Künstler und Schriftsteller im Kontext seiner Epoche und im Austausch mit seinen Zeitgenossen darstellen. Dabei werden durch neue Zugänge die vielseitigen poetischen und kulturellen Valenzen der Texte Bleis wieder- oder neuentdeckt bzw. gewertet.

Thomas Markwart liest zum Beispiel das *Hippolyt*-Essay als Programmschrift und erkennt dabei in Anlehnung an Musil das erratische Verfahren Bleis, durch Ähnlichkeit Gestalten aus verschiedenen Zeiten zueinander in Bezug zu setzen und sie einem gemeinsamen Prinzip zuzuordnen. Dabei tragen die Differenzen zur Bildung einer transnationalen, transkulturellen Gemeinschaft bei, wie Blei avant la lettre bereits 1912 in den *Vermischten Schriften* betont: Humanität tritt als

1 Helga Mitterbauer: *Die Netzwerke des Franz Blei. Kulturvermittlung im frühen 20. Jahrhundert*. Tübingen/Basel: Francke, 2003.

Kulturarbeit hervor. Gewiss wohnen Bleis Texten die zeitüblichen Widersprüche inne, etwa zwischen der utopischen Aufbruchstimmung einerseits und dem Rückzug aus der als defizitär empfundenen Moderne andererseits. Dementsprechend liest liest Burckhard Dücker ausgehend von aktuellen Raumtheorien in Bleis „ästhetischer Theorie vom formbildenden Faktor der Umgebung“ (S. 59) Konzeptionen der Verräumlichung kulturprogrammatischer Perspektiven. An den Denkfiguren des „Häretikers“ und der „Katakombe“ identifiziert Dücker kulturgeschichtliche Raumreferenzen als Ablehnungen falscher Autorität und falscher Dogmen sowie Möglichkeiten zu Widerstand oder devianter Kreativität. Als Beispiel solchen schöpferischen Durchbruchs bietet sich Bleis bisher selten genauer untersuchtes *Bestiarium Literaricum* an, sein 1920 erschienenenes, wahrscheinlich erfolgreichstes Werk, in dem er das mittelalterliche Genre als Form sittlicher Literaturkritik einsetzt und damit, so Angela Gencarelli, die moderne deutschsprachige Bestiarientradition begründet. Keiner seiner prominenten Zeitgenossen (so etwa Gottfried Benn, Carl Sternheim oder Karl Kraus) entgeht Bleis satirischer Darstellung, wobei die Kritik nicht die Persönlichkeit, sondern die Qualität der literarischen Programme und Werke aufs Korn nimmt.

Ähnlich schonungslos verfährt Blei in der Sammlung *Von amoureusen Frauen* (1908) mit weiblichen Gestalten wie Ninon de Lenelos, Lady Hamilton oder George Sand, wie Norbert Bachleitner in seinem Beitrag anmerkt. Dabei schwingen auch der voyeuristische männliche Blick und eine gewisse Effekthascherei aufgrund ihrer Liebesaffären mit. Trotz solcher misogynen Klischees stellt sich Bachleitner die Frage, ob Bleis Schriften nicht doch auch feministische Ansätze zu entnehmen sind. Dabei bezieht er sich auf Bleis Übersetzung von H. L. Menckens *In Defense of Women* (1923) und auf Bleis eigene Anthologien über Frauenschicksale vom Ende des Jahrzehnts, in denen nicht nur Mätressen und Kurtisanen wie Messalina oder Mata Hari, sondern auch Herrscherinnen (Christina von Schweden, Marie Antoinette) und geistliche Frauen wie Mechthild von Magdeburg, Caterina von Siena und Teresa von Avila, Autorinnen und Künstlerinnen bzw. Künstlergefahrtninnen wie Dorothea Schlegel, Caroline Schelling, die Gräfin Tolstoi, Cosima Wagner usw. auftraten. Vera Viehöver wiederum stellt Bleis Porträtierung von Ninon in den Kontext ihrer Rezeption in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Über den Publikumserfolg ihrer Briefe in Schlegels Übersetzung der *Lettres au Marquis de Sévigné* hinaus stellt die Verfasserin einen Ninon-Boom in den Dramen von Ernst Hardt, Friedrich Freska und Eduard Stucken fest, wobei sich ein Frauenmythos etabliert, der über das Bild der *femme frivole* hinausgeht und die Selbstbestimmung einer skeptischen Freidenkerin und transgeschlechtlichen Figur hervorhebt. (125)

Blei hat sich als auch Übersetzer mit Frauenfiguren auseinandergesetzt, z.B. in Zusammenhang mit dem Theaterstück *'Tis Pity she's a Whore* des englischen Barockautors John Ford. Mit dem Barock ist er nicht nur als Übersetzer verbunden, wie Helga Mitterbauer in ihrer Studie zeigt, indem sie auf von der Forschung noch nicht gewürdigte Werke aufmerksam macht: Blei veröffentlichte 1907 *Das Lustwäldchen: Galante Gedichte aus der deutschen Barockzeit*, 1923 den Band *Der Geist des Rokoko*. *Das Lustwäldchen* wurde in München mehrfach aufgelegt und trug wesentlich dazu bei, dass Blei wegen eines „Vergehens wider die Sittlichkeit“ vor Gericht gestellt wurde. Die Verfasserin betont die produktive Beschäftigung Bleis mit einer Epoche, die in formaler und ethischer Hinsicht deutliche Konvergenzlinien mit seiner Gegenwart aufweist und auch von den Expressionisten begeistert aufgenommen wurde. Auch mit der Romantik hat sich Blei beschäftigt. So weist Magdolna Orosz auf Bleis Rezeption romantischer Dichter wie Novalis und E.T.A. Hoffmann hin. Blei wirkte an Editionen mit und beteiligte sich durch Essays, Rezensionen und Glossen an der Wiederbelebung wichtiger romantischen Autoren in der neuromantischen Welle.

Darüber hinaus hat Blei historische Figuren in eigenen Texten poetisch fiktionalisiert, wie der Fall seines *Talleyrand*-Romans (1932) zeigt, den Matjaž Birk ins Verhältnis mit Stefan Zweigs *Fouché* setzt. Dabei wird Geschichte zum Instrument der Zeit- und Kulturkritik gemacht, die sich gegen traditionelle Geschlechterkonstruktionen richtet und die Romanbiografie zum metahistorischen Erzählen macht. (195) Wie der erotische Diskurs in dem auf Franz Bleis Text *Nuschi-Nuschi* beruhenden Opernstück von Paul Hindemith inszeniert und warum es als Wagner-Parodie gewürdigt, der Librettist hingegen als mittelmäßig und skandalös verunglimpft wurde, versucht Gregor Kokorz in einer intermedial angelegten Untersuchung zu eruieren. Er deutet die burlesken und komischen Elemente in der Tradition der Moderne als ironisch-satirische Verfremdungsmittel und wertet Bleis Kosmopolitismus gegen Wagners Nationalismus auf. Dabei verortet der Verfasser Bleis Orientalismus und seine feministische Darstellung der Bajaderen und Dirnenfiguren im Kontext der aufkommenden modernen Kabarettkultur, die, wie auch aus Hindemiths Bearbeitung hervorgeht, einen neuen erotischen Diskurs etabliert. Moderne Positionen zeichnen sich ferner in Bleis Anthologie *Das Zaubertheater von Medardus, Prokop und Sylvester* (1915) ab; in diesem Werk identifiziert Mathias Meert eine besondere Programmatik und die intertextuell verfasste, produktiv weiterentwickelte expressionistische Poetologie eines modernen Typentheaters mit einer eigenen metadramatischen Typenästhetik.

Nicht weniger spannend ist der letzte Themenblock, aus dem hier nur die Verbindungen zwischen Blei und dem erotisch-pornographischen Verlagswesen,

zwischen Blei und Carl Schmitt sowie zwischen Blei und Thea Sternheim erwähnt seien. In diesem Teil werden schließlich auch Bleis Exilwerke *Das Trojanische Pferd* und *Bürgerkrieg auf Mallorca* gewürdigt.

Dieser durch philologische und kulturwissenschaftliche Akribie bestechende Band ist ein willkommener und unbedingt notwendiger Beitrag nicht nur zur Blei-Forschung, sondern allgemein zu Literatur und Kultur der Moderne. Durch neue Herangehensweisen sowie durch pointierte historische und intermediale Kontextualisierungen lädt er zu einer spannenden Lektüre einer nach wie vor faszinierenden Epoche ein.

Raluca Rădulescu

Berman, Antoine: *Die Erfahrung des Fremden. Kultur und Übersetzung im Deutschland der Romantik: Herder, Goethe, Schlegel, Novalis, Humboldt, Schleiermacher und Hölderlin*. Übersetzt von Andreas Gipper und Robert Lukenda. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2025 (= Studien zur Übersetzungsgeschichte 6). 230 S. 62 €.

Man könnte von einem Paradoxon sprechen: Ausgerechnet diejenigen Schriften, die sich in theoretischer oder historischer Perspektive mit den Problemen des Übersetzens beschäftigen, werden selbst häufig nicht oder nur mit großer Verspätung übersetzt. Dies gilt erstaunlicherweise auch für den französisch-deutschen Theorietransfer, der doch auf anderen Gebieten (Philosophie, Literatur- und Kulturtheorie, Soziologie, Anthropologie), auch dank systematischer Importaktivitäten einiger einschlägiger Verlage – man denke etwa an den Frankfurter Suhrkamp-Verlag, den Berliner Merve-Verlag oder den Wiener Passagen-Verlag –, seit den 1970er Jahren über mehrere Jahrzehnte hinweg erstaunlich gut funktioniert hat. Zahlreiche in französischer Sprache verfasste übersetzungswissenschaftliche Werke, die im frankophonen Raum und manchmal darüber hinaus längst den Status von Standardwerken erreicht haben, liegen dagegen bis heute nicht in deutscher Übersetzung vor, und längst nicht immer gibt es die Möglichkeit, sie wenigstens in englischer Übersetzung zu lesen. Dies gilt etwa für Jean-René Ladmira's vielfach wiederaufgelegtes Buch *Traduction: théorèmes pour la traduction* (1994), Henri Meschonnic's in frankophonen Raum sehr bekannte Schrift *Poétique du traduire* (1999)<sup>2</sup> und für Barbara Cassins in Frankreich stark wahrge-

- 2 Allerdings liegt das Buch *Éthique et politique du traduire* (2007), in dem Meschonnic wesentliche Elemente seiner Poetik zusammenfassend darlegt, seit einigen Jahren in einer deutschen Übersetzung vor: Henri Meschonnic: *Ethik und Politik des Übersetzens*. Aus

nommene *Éloge de la traduction* (2016).<sup>3</sup> Besonders erstaunlich ist jedoch, dass auch die Hauptwerke Antoine Bermans bislang nicht ins Deutsche übersetzt wurden, hat sich doch kein anderer der großen französischen Übersetzungswissenschaftler so intensiv gerade mit der deutschen Tradition des Nachdenkens über das Übersetzen beschäftigt. Davon kündigt deutlich der Untertitel von Bermans außerhalb Deutschlands wahrscheinlich bekanntester Schrift, *Die Erfahrung des Fremden* (1984), die nun erfreulicherweise endlich ins Deutsche übersetzt wurde: „Kultur und Übersetzung im Deutschland der Romantik: Herder, Goethe, Schlegel, Novalis, Humboldt, Schleiermacher und Hölderlin“. Erschienen ist die Übersetzung in der noch recht jungen Reihe „Studien zur Übersetzungsgeschichte“ des Stuttgarter Franz Steiner Verlags, die von Lavinia Heller, Andreas Gipper und Robert Lukenda betreut wird. Die Letzteren, beide an der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz tätig, sind zugleich die Übersetzer des übrigens sowohl optisch als auch haptisch sehr ansprechend gestalteten Buches, das sie mit Fug und Recht als Bermans Hauptwerk bezeichnen.

Antoine Berman wurde 1942 als Sohn einer Mutter französisch-jugoslawischer Herkunft und eines polnisch-jüdischen Vaters in Argenton-sur-Creuse im Loire-Tal geboren und überlebte die Besatzungszeit im Versteck. Nach dem Ende des Krieges zog die Familie nach Paris, wo Berman nach dem Baccalauréat zunächst Philosophie studierte. Bereits zu dieser Zeit begann er sich für die deutschen Romantiker zu interessieren und übersetzte einzelne ihrer Texte. Ab dem Jahr 1971 folgte ein fünfjähriger Aufenthalt in Argentinien, der zu einer Intensivierung seiner übersetzerischen Auseinandersetzung mit lateinamerikanischen Autoren führte. Mitte der 1970er schrieb er sich an der Universität Paris VIII erneut als Student ein und führte seine Studien zum deutschen Übersetzungsdenken in der Epoche der Romantik fort. 1981 wurde er zu diesem Thema bei Henri Meschonnic promoviert, weitere drei Jahre später erschien *L'épreuve de l'étranger* als deutlich erweiterte Fassung seiner Doktorarbeit. Nur wenige Jahre später, 1991, erlag Berman im Alter von nur 49 Jahren einer Krebserkrankung. Bis zu seinem Tod arbeitete er unermüdlich an einem weiteren in frankophonen Raum viel rezi-

dem Französischen von Béatrice Costa. Hg. und mit einem Nachwort von Hans Lösenner und Vera Viehöver. Berlin: Matthes & Seitz 2021.

- 3 Barbara Cassin ist federführende Herausgeberin des *Vocabulaire européen des philosophies: Le dictionnaire des intraduisibles*. Einige mit diesem Projekt in Zusammenhang stehende Essays von ihr hat kürzlich Judith Kasper ins Deutsche übertragen. Barbara Cassin: *Die Unübersetzbaren*. Drei Essays. Hg. von Judith Kasper. Wien, Berlin: Turia + Kant 2023.

pierten Werk, *Pour une critique des traductions: John Donne*, das seine Frau Isabelle 1995 postum veröffentlichte. Ihr sowie auch Alain Badiou und Barbara Cassin ist es zu verdanken, dass in den folgenden Jahren weitere Schriften und Aufzeichnungen, die Berman nicht mehr selbst publizieren konnte, ihre Leserschaft erreichten: *La traduction et la lettre, ou l'auberge du lointain* (1999), *L'âge de la traduction. „La tâche du traducteur“ de Walter Benjamin* (2008) und *Jacques Amyot, traducteur français* (2012). Keines dieser postum erschienenen Bücher ist bislang in Deutsche übersetzt worden.

Dass nun mit *Die Erfahrung des Fremden* im Hinblick auf eine breitere und vor allem differenziertere Berman-Rezeption im deutschen Sprachraum zumindest ein Anfang gemacht ist, kann man nur begrüßen, auch wenn in diesem Fall die Rezeption über den Umweg der englischen Übersetzung, die Stefan Heyvaert bereits 1992 vorgelegt hat, schon seit längerer Zeit möglich war. Die beiden Herausgeber heben zwei Aspekte hervor, die für den großen Einfluss Bermans im frankophonen, aber auch im anglophonen Raum von besonderer Bedeutung gewesen seien: Zum einen habe Berman die Übersetzungsgeschichte als eigenen Zweig der Translationswissenschaft fundiert und das Übersetzen als „einen Wissensbestand *sui generis* über Sprachen, Kulturen, Literaturen, interkulturelle Kontaktformen und das philosophische Denken bis hin zu den Naturwissenschaften“ (S. 8) konstituiert. Anders als die Vertreter einer deskriptiven Übersetzungswissenschaft – hier wird exemplarisch Gideon Toury angeführt –, die Übersetzungsgeschichte als „empirische Beschreibung von Übersetzungsprozessen innerhalb sozialer Systeme“ betreiben möchten, habe er die Vorstellung vertreten, dass das Übersetzen eine „hermeneutische und akteurszentrierte Disziplin“ (S. 8) sei, die eine fundamental ethische Dimension besitze. Anders formuliert: Einen Text zu übersetzen, ist für Berman nie ein nur sprachlicher, sondern immer zugleich ein ethischer Akt. Zum anderen heben die Herausgeber die Bedeutung von Bermans Kommentierung und Weiterführung zentraler Gedanken Schleiermachers hervor, so etwa seine Unterscheidung von ethnozentrischem und nicht-ethnozentrischem Übersetzen, die nicht nur innerhalb der Translationswissenschaft aufgegriffen wurde, etwa von Lawrence Venuti, der gleich im ersten Kapitel von *The Translator's Invisibility. A History of Translation* (1995) auf Bermans Schleiermacher-Rezeption verweist, sondern auch in den Postcolonial Studies und in den Cultural Studies, wo die Antithese von *foreignization* und *domestication* inzwischen zum Allgemeinut gehört.

Aus der zwölf Seiten umfassenden Einleitung wie auch aus der Gewichtung der Kapitel (Novalis und den Brüdern Schlegel sind insgesamt fünf der elf Kapitel gewidmet) wird deutlich, dass für Berman das Interesse am Denken der Jenaer

Frühromantiker den ausschlaggebenden Impuls zur Beschäftigung mit dem deutschen Übersetzungsdenken gegeben hat. Damit stand er im Frankreich der späten 1970er Jahre übrigens keineswegs allein: Er selbst verweist auf eine für die französisch Romantik-Rezeption wichtige Studie von Philippe Lacoue-Labarthe und Jean-Luc Nancy.<sup>4</sup> Zentrales Anliegen seines Buches ist es, zu zeigen, wie sich um 1800 in Deutschland ein Denken formierte, das dem Übersetzen insofern eine zentrale Rolle im Nachdenken über Kultur, Sprache und Identität zuwies, als dieses darin nicht nur als akzidentielles, sondern als „konstitutives Moment der \*Deutschheit“ (S. 24) betrachtet wurde. Dass Luthers Bibelübersetzung den Beginn dieses Denkens markiert, versteht sich fast von selbst. Berman meint jedoch keineswegs, dass alle von ihm ausgewählten Autoren gewissermaßen an einem Strang gezogen hätten. Vielmehr geht es ihm darum herauszuarbeiten, inwiefern sich bei geteiltem Interesse an den Problemen des Übersetzens die romantischen Theorien von denjenigen Herders, Goethes, Humboldts und Hölderlins in ihrer jeweiligen Orientierung dennoch unterscheiden.

Die einzelnen Kapitel des Buches können im Rahmen dieser Besprechung nicht ausführlich referiert werden. Sie folgen einer chronologischen Ordnung, die von Luther („Die Übersetzung als Gründungsakt“), Herder („Treue und Erweiterung“), Goethe („Übersetzung und Weltliteratur“) über Novalis und Friedrich Schlegel (die in vier aufeinanderfolgenden Kapiteln in verschiedenen Perspektiven besprochen werden), August Wilhelm Schlegel („Der Wille, alles zu übersetzen“), Schleiermacher und Humboldt („Die Übersetzung im hermeneutisch-linguistischen Raum) bis hin zu Hölderlin („Das Nationale und das Fremde“) reicht, in dessen Fall nicht übersetzungstheoretische Äußerungen, sondern eigene Übersetzungen Gegenstand von Bermans Überlegungen sind. Zu Recht weisen die Herausgeber darauf hin, dass Bermans Rezeption des deutschen Übersetzungsdenkens, anders als der Untertitel des Buches es suggeriert, über die Romantik hinausweist: Weitere wichtige Bezugspunkte sind für ihn Walter Benjamins berühmter Aufsatz *Die Aufgabe des Übersetzers* und Martin Heideggers Hermeneutik. Während zu seinem Benjamin-Verständnis mit *L'âge de la traduction* ein ganzes Buch vorliegt, das auf Aufzeichnungen zu einem am *Collège international de philosophie* gehaltenen Seminar beruht, hat Berman keine längere Schrift zu Heidegger überliefert. Präsent ist der Philosoph, der nach dem Erscheinen von Víctor Farías' Buch *Heidegger et le nazisme* (1987), also nur kurz nach dem Erscheinen von *L'épreuve de l'étranger*, die Pariser Öffentlichkeit in zwei einander unversöhnlich

4 Philippe Lacoue-Labarthe / Jean-Luc Nancy: *L'Absolu littéraire. Théorie de la littérature du romantisme allemand*. Paris 1978.

gegenüberstehende Lager spaltete, dennoch, und zwar vermittelt durch seine Hölderlin-Lektüren, die für Berman große Bedeutung hatten. Heideggers Studie zu Hölderlins Hymne *Andenken* hat er auch die Formulierung entnommen, die seinem Buch den Titel gibt: „die Erfahrung des Fremden“, auf Französisch „l'épreuve de l'étranger“, und nicht „l'expérience de l'étranger“, was auch möglich gewesen wäre. Gipper und Lukenda erläutern, dass mit der Entscheidung für den Begriff *épreuve*, den Berman übrigens selbst in einer Heidegger-Übersetzung vorgefunden hatte, eine Akzentverschiebung verbunden ist: Berman hebt damit hervor, dass das Übersetzen nicht nur eine wie auch immer geartete Erfahrung ist, sondern eine geradezu existenzielle Prüfung, oder anders formuliert: ein Akt des Sich-Aussetzens, der die Bereitschaft erfordert, sich als übersetzendes Subjekt einer Begegnung zu stellen, die das für sicher Gehaltene in Verunsicherung bringt und das als das „Eigene“ Betrachtete neu zur Disposition stellt: „Eine Übersetzung, die sich dieser Herausforderung durch das Fremde nicht stellt und diese Herausforderung ihren Leserinnen und Lesern nicht vermittelt, die also mit den Worten Bermans nicht offen, dialogisch und dezentralisierend ist, ist in diesem Sinne überhaupt keine Übersetzung.“ (S. 10).

Es liegt nahe, diesen Satz, der nicht allein für literarische Texte, gilt, auch auf die vorliegende Übersetzung zu beziehen. Die beiden Übersetzer versichern denn auch in einer kurzen Notiz zur Übersetzung, dass sie sich bemüht hätten, den „stilistischen Gestus des Originals im Einklang mit Bermans Übersetzungsideal weitgehend beizubehalten“ (S. 12). Das möchte man nicht bezweifeln, doch liest sich der deutsche Text so flüssig und reibungslos, dass man gerne ein paar Sätze mehr darüber gelesen hätte, was die Übersetzer genau unter Bermans „Gestus“ verstehen und wie sich dieser im sprachlichen Detail manifestiert. Sicherlich, Bermans Art zu schreiben ist keineswegs so auffallend unkonventionell wie etwa die seines Doktorvaters Meschonnic, dessen durch Parataxe, Ellipsen, asyndetische Reihungen und Nominalphrasen geprägte Schreibweise von vielen frankophonen Zeitgenossen und erst recht von seinen Übersetzer\*innen zuweilen als Zumutung empfunden wurde und wird. Wer diesen Gestus – Meschonnic selbst würde von „Rhythmus“ sprechen – so übersetzt, dass das Original in der Übersetzung sichtbar bleibt, kommt an Erklärungen kaum vorbei, wenn er nicht von einem uninformierten Publikum für stilistisch inkompetent gehalten werden will. Doch selbst wenn man zugesteht, dass diese Gefahr im Fall Bermans von vornherein nicht bestand: Übersetzer\*innen sehen mehr als diejenigen, die einen Text ‚nur‘ lesen, ihre Blicke auf die Sprache eines Menschen, ihre Funde sind oft aufschlussreich für das Verständnis eines Autors. Sollte hier vielleicht die von Berman selbst in seiner Vorbemerkung „La traduction au manifeste“ problemati-

sierte „dienende Haltung“ wider besseres Wissen durchgeschlagen haben? Diese schwerlich wörtlich zu übersetzende Überschrift haben Gipper und Lukenda übrigens sehr schön durch „Übersetzung sichtbar machen“ wiedergegeben. „Übersetzungsprozesse sichtbar machen!“ möchte man ihnen entgegnen, gerade in einer übersetzungswissenschaftlichen Reihe sollte doch ein wenig Platz dafür vorhanden sein.

Wahrscheinlich ist es Zufall, dass diese langersehnte Berman-Übersetzung zu einem Zeitpunkt erscheint, da auch die Schriften seines akademischen Lehrers Meschonnic *pen à peu* einem deutschen Lesepublikum zugänglich gemacht werden.<sup>5</sup> Dies sollte Anlass geben, das Verhältnis zwischen beiden noch genauer zu erforschen.<sup>6</sup> Einerseits liegen die Überschneidungen zwischen Meschonnic's *Poétique du traduire* und Bermans Denken über das Übersetzen auf der Hand: Wie Berman fordert auch Meschonnic das Übersetzen zu „dezentrieren“, wie dieser betrachtet er das Übersetzen als ethischen Akt, wie dieser hat er sich in seinem Denken immer wieder von deutsche Dichter\*innen (Kafka, Celan, Bachmann, um nur die wichtigsten zu nennen) und Denkern (allen voran Humboldt) inspirieren lassen. Andererseits sind auch die Unterschiede offenkundig: Während Berman sich als Hermeneutiker verstand und Heidegger, wie so viele Franzosen, durchaus wohlwollend gegenüberstand, kritisiert Meschonnic das hermeneutische Denken heftig und sieht in Heidegger – und in dessen Adepten – seine Hauptgegner im Kampf gegen die Vorherrschaft einer einseitig am Zeichenparadigma ausgerichteten Vorstellung von Sprache, die, wie Humboldt es einmal formuliert hat, letztlich „jeden Geist tötet“. Ein weiterer Unterschied: Während Berman die Antithese von einbürgerndem und verfremdendem Übersetzen historisch nachvollziehbar macht und selbst durchaus für letzteres Partei nimmt, geht es Meschonnic, auch wenn er als Übersetzer oft auf die Seite der *sourciers* (Ladmirals

- 5 Neben der oben bereits erwähnten Übersetzung von *Éthique et politique du traduire* sind folgende Publikationen kürzlich erschienen: Henri Meschonnic: *Modernität, Modernität*. Aus dem Französischen von Sigrid Schüle-Ehrenthal. Berlin: Matthes&Seitz 2025; Henri Meschonnic: *Der Sinn für das Unbekannte. Kleine Schriften*. Aus dem Französischen und mit einem Vorwort von Vera Viehöver. Berlin: Matthes&Seitz 2025 (= Fröhliche Wissenschaft 257); Henri Meschonnic: *Sprache – Rhythmus – Übersetzen. Ausgewählte Schriften*. Hg. von Marco Agnetta, Vera Viehöver und Nathalie Mälzer. Baden-Baden: Nomos 2025 (= Rhythmus und Translation 2).
- 6 Ein erster vergleichender Beitrag liegt bereits vor: Massardier-Kenney, Françoise: Ethics in Berman and Meschonnic, in: Kaisa Koskinen/Nike K. Pokorn (Hg.): *The Routledge Handbook of Ethics and Translation*. London, New York: Routledge 2021. S. 72–86.

Ausdruck für die am Originaltext Orientierten) gestellt wird, darum, die Dichotomie zwischen *sourviers* und *ciblistes* (den am Zielpublikum Orientierten) zu überwinden. Untersuchungen, die diesen und anderen Diskrepanzen nachgehen, würden sich ebenso lohnen wie solche, die sich eingehender mit Bermans Deutungen – und manchmal produktiven Fehldeutungen<sup>7</sup> – der einzelnen von ihm behandelten deutschen Übersetzungsdenker auseinandersetzen.

Vera Viehöver

7 Vgl. dazu Dirk Weissmann: *Erfahrung des Fremden oder Einübung des Eigenen? Berman als Leser Schleiermachers. Ein rezeptionsgeschichtlicher Problemaufriss*, in: *Weimarer Beiträge* 60 (2014), H. 1. S. 82–98.